

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Die Geschwister.

Roman von Jeanne Mairet. (Fortsetzung.)

2.

Herr Devrilliers saß in seinem Fauteuil, zerstreute Papiere, die auf dem Schreibtische umherlagen, die Feder, welche er noch zwischen den Fingern hielt, wiesen darauf hin, daß er gearbeitet habe — und nun war er tot. Allein, plötzlich, ohne bemerkbares Leiden gestorben, ohne von seinen Kindern in wärmeren Worten Abschied genommen zu haben, als jene es waren, die er beim Frühstück ganz zufällig ausgesprochen, und das war das Ende. Von all den Gedanken, welche dieses stets thätige Gehirn beschäftigt, von allen Hoffnungen und Träumen blieb nichts mehr übrig. Welcher Gegensatz zu den Ruhmesträumen des jungen Mannes, zu den Glücksträumen des jungen Mädchens.

Dann, als all die düstere Bewegung vorüber war, welche das Begräbnis mit sich brachte, als der Vater in dem kleinen Friedhof gebettet war, dessen Mauer an den Hof des Fabrikgebäudes stieß, als Herr Paul Mangens, wie sich gehörte, zu der Trauerceremonie erschienen war und sich mit dem Versprechen wieder entfernt hatte, seine Braut am künftigen Sonntag nochmals zu besuchen — dann standen die beiden Waisen einander allein gegenüber und waren bemüßigt, der neuen Situation ins Auge zu sehen, die durch Herrn Devrilliers Tod heraufbeschworen worden war.

Luise, deren tägliche Existenz mit jener des Vaters viel enger verwoben gewesen, als diejenige Camillos, schien des Denkens kaum fähig. Der Schlag war für sie ein so plötzlicher gewesen, ein so entsetzlicher, daß das arme Kind nichts anderes thun konnte, als unaufhörlich weinen.

Camillo dachte im Gegenteil viel nach. Auf dem Schreibtisch unter den zerstreuten Papieren des Vaters hatte er den Anfang eines Briefes und den Entwurf eines Testaments gefunden. Das Schreiben schien an ihn gerichtet gewesen zu sein; es trug das Datum eines Tages der verflossenen Woche, an welchem Herr Devrilliers ein kleines Unwohlsein gefühlt, von dem er sich jedoch rasch erholt hatte. Offenbar hatte der stets rüstige Greis, welcher sich rühmte, nie einen Arzt benötigt zu haben, nachdem er sich wieder wohl gefühlt, das Schreiben an seinen Sohn auf spätere Zeit verschoben und vielleicht sogar seither vollständig vergessen, daß er ernste Worte der Mahnung hatte an ihn richten wollen, denn Herr Devrilliers war außerordentlich zerstreut in allem, was nicht direkt seine Liebhaberei betraf. Das gefundene Brieffragment lautete wie folgt: „An Dir wird es sein, mein Sohn, das Werk fortzusetzen, welches ich begonnen; ich bin dem Ziele nahe, noch einige Jahre der Lebenskraft und ihr werdet beide reich sein! Sollten aber unglücklicherweise mir diese wenigen Jahre nicht mehr beschieden sein, so wirst Du, mein lieber Camillo, der Chef des Hauses und ich zähle darauf, daß Du Deiner Pflicht in aller und jeder Hinsicht gewissenhaft nachkommen wirst; ich weiß, daß Du keine besondere Lust zu unserem Geschäfte verspürst, aber es handelt sich hier nicht um die Lust, das Haus kann noch jahrelang euere Bedürfnisse befriedigen, selbst wenn Du aus meinen chemischen Arbeiten keinen Vorteil ziehen solltest. Du wirst Deiner Schwester die bescheidene, ihr versprochene Rente gewissenhaft auszahlen. Was einen Verkauf der Fabrik betrifft, so wäre es heller Wahnsinn, an einen solchen denken zu wollen; bei den neuen Handelsanforderungen unserer Tage dürfte sich auch schwerlich ein ernsthaft zu nehmender Käufer für dieselbe finden, während sie jetzt, ich wiederhole es, noch immer eine Anzahl ländlicher Kundschaften besitzt, die ihr zum Leben vollkommen hinreicht. Bedenke, daß nicht nur Deine Zukunft in Deinen Händen ruht, sondern auch das Glück meiner lieben Luise, die . . .“

Das Fragment schloß mit diesen Worten ab, zweifelsohne mußte der Vater die Feder haben fallen lassen, als er an das Mädchen gedacht, das ihm seine Jugend zum Opfer gebracht, ohne sich jemals über das einsame, verlassene Leben zu beklagen, welches es hatte führen müssen, das ihm stets nur Liebe und Sanftmut entgegengebracht; in Gedanken an sie hatte er ausgeruht, dann aber die Feder nie mehr zur Hand genommen.

Camillo sah im Geiste das alles vor sich, begriff es nur zu gut, wußte auch, was die Pflicht ihm zu thun auferlegte, und wußte, daß er dieser Pflicht nicht nachkommen werde. Trotzdem gab er Luisen das Brieffragment, das er gefunden, sie aber hatte im Uebermaß des Schmerzes gar nicht an die Zukunft gedacht, sie trachtete endlich, sich zu fassen, sie las aufmerksam jenen Bruchteil eines Briefes und als Camillo sie von neuem weinen sah, fühlte er plötzlich, daß Ungeduld sich seiner bemächtigte. Im Kultus der Toten, meinte er, dürfe man den Kultus der Lebenden nicht vergessen.

„Der Augenblick ist gekommen, meine arme Luise,“ sprach er in gebietendem Tone, „in welchem Du die Augen trocknen sollst, in welchem Du mir helfen mußt, der Zukunft entgegenzublicken, die sich uns in nicht gerade verführerischen Farben zeigt. Hast Du verstanden, was der Vater von mir fordert?“



Doppelte Kreide. Nach dem Gemälde von Hugo Kauffmann. (Mit Text.)

„Ja!" erwiderte Luise einfach.

Camillo erhob sich und tänzelte in fieberhafter Hast von einem Fuß auf den anderen. Sie hatte also seinen Beruf vergessen? Jenen Beruf, dem er keinen Widerstand entgegenzusetzen imstande war, der ihn zu der Welt der Schriftsteller und Künstler hinzog? Hatte sie vergessen, daß er ein Berufener war und man aus einem solchen keinen Fabrikanten von schlechtem Porzellan machen kann?

Luise betrachtete ihn und nach und nach legten sich die verworren in ihrem Kopfe hin und her hämmernden Gedanken; sie fing an zu verstehen und empfand Furcht. Was sollte ihr aus dieser neuen Situation nicht noch alles erwachsen, was sollte aus ihrer Zukunft, aus dem Glücke ihrer Ehe werden?

„Fürchte nichts, mein Camillo, komm' hieher zu mir; suchen wir eine Lösung, da diejenige, welche unser armer Vater sich ausgedacht, unausführbar ist!"

„Du bist es, die das ausspricht!"

Camillo fühlte sich von einer schweren Last befreit und nahm an der Seite seiner Schwester Platz, indem er den Arm liebevoll um ihre Mitte schlang; fast machte es den Eindruck, als wolle er ihr beistehen, ein Opfer zu bringen, das doch in erster Linie ihm von Nutzen war.

„Wahrlich, Du mit Deinen zwanzig Jahren, Du, den der Ruhm erwartet, Du darfst Dein Leben nicht damit vergeuden, Teller um vier Kreuzer zu erzeugen; wenn unser armer Vater Dich besser gekannt haben würde, hätte er Dir solcherlei nie zugemutet. Wenn er gleich mir am verflossenen Sonntag die schönen Verse hätte vernehmen können, welche mir heute noch wie die herrlichste Musik im Ohre klingen, würde er der erste gewesen sein, welcher gleich mir gesagt hätte: „Das kann nicht sein!"

„Glaubst Du das wirklich? Ach, Du bist so gut!"

„Nicht gut, nur gerecht! Erinnerst Du Dich noch, was Du mir eines Tages vorgelesen? Was ist ein schönes Leben? Der Gedanke der Jugend durch das reife Alter ausgeführt. Der Gedanke der Jugend ist bei Dir immer der gleiche gewesen, und Genie ist etwas so Seltenes, ist eine Gabe des Himmels, welche zu ersticken man nicht das Recht hat; ja, es wäre dies ein entsetzliches Verbrechen, das ich mir nimmer verzeihen könnte. Wenn Dir auch nur einen Augenblick der Gedanke kam, Deinen Beruf Deiner Schwester zu opfern, so hat diese doch nicht eine Sekunde daran gedacht, ein solches Opfer anzunehmen."

„Meine liebe Luise!"

„Nein, Camillo, mir wäre dies nimmer eingefallen!"

„Ueberlegen wir, was sich thun läßt!"

Aber die Sache war nicht so leicht; die jungen Leute verbrachten Stunden damit, sich in die Zahlen der Bücher zu vertiefen; endlich riefen sie Anton Perdriel zu Hilfe, welcher verächtlich die emsig geschriebenen und unterstrichenen Zahlen dieser Neulinge im Rechenfache betrachtete.

„All dies," sprach er mit seiner groben Baßstimme, „hat nichts zu bedeuten, der Herr gab sich Illusionen hin und wollte die Situation nicht richtig ins Auge fassen, in Wirklichkeit aber stehen die Dinge so: Als vor zehn Jahren Herr Devrilliers mich vom gewöhnlichen Arbeiter zum Werkführer machte, trug das Geschäft am Schluß des Jahres netto zwölftausend Francs ein; vor fünf Jahren bestanden die Einkünfte nur mehr aus zehntausend Francs, am einunddreißigsten Dezember des verflossenen Jahres waren wir auf achttausend heruntergesunken und die Reparaturen wurden gleichzeitig schlecht oder gar nicht gemacht. Der Herr glaubte noch an die Zukunft des Hauses. Ich glaube längst nicht mehr daran. Fragen Sie sich selbst, was dasselbe von jetzt in fünf Jahren abwerfen kann, das ist klarer als alle Zahlen. Wenn der Bahnanschluß, von dem man seit so langer Zeit redet, endlich gemacht würde, könnte die Situation vielleicht noch eine günstigere werden, nur redet man noch mindestens zehn Jahre davon; und wenn die Fabrik nach Ablauf dieser Zeit noch besteht, so kann man dies als ein komplettes Wunder ansehen!"

Bruder und Schwester blickten sich erschreckt an — da war ja der Ruin und zwar der Ruin in kürzester Zeit zu erwarten.

Plötzlich rief Camillo: „Mein Gott, in fünf Jahren werde ich ja längst in der Lage sein, nicht etwa fünf, sechs elende Tausendfrancsscheine zu verdienen, mit denen man in einem Provinznest kümmerlich vegetieren kann, sondern zwei-, drei-, viermal soviel, und was ich verdiene, werde ich mit Dir allein teilen, Schwesterchen!"

„Ja, aber bis dahin," wendete Luise ein; da sie aber den Gedanken nicht weiter ausspinnen wollte, so erklärte sie, daß man bis zum Sonntag keinen endgültigen Beschluß treffen werde. Am zweitnächsten Tage, an welchem ihr Bräutigam ankomme, wollten sie im Familienrat beschließen, was zu geschehen habe.

Vor der Beratung zu dreien lag es Luise daran, Herrn Paul Mangens allein zu sprechen; sie ging ihm entgegen und führte ihn im Garten in den Schatten eines großen Baumes.

Herr Paul Mangens war dreißig Jahre alt, sah aber keineswegs jünger aus; das Bureauleben verlieh ihm ein ausgetrocknetes, staubiges Aussehen, seine Stimme klang erloschen, er sprach nur matte, gleichgültige Dinge und trotzdem war der Verlobte Luisens, wie man ihr dies stets gesagt, ein sehr ehrenwerter Mann, der sich fest entschlossen fühlte, in allem seine Pflicht zu thun; mehr als dies war aber nicht nach seinem Geschmack und Luise hätte ihn doch so gerne zu einem heroischen Entschlusse gebracht.

Paul Mangens besaß ein kleines, sorgsam angelegtes Kapital; mit der Rente desselben, seinem bescheidenen Gehalt und den zweitausend Francs jährlich, welche Luise bekommen sollte, konnte der kleine Haushalt in dem einfachen, bürgerlichen Kreise von Limoges ganz gut bestehen. Paul hatte alles genau berechnet. Die Wohnung war bereits gewählt, die Heirat konnte während der Trauerzeit des jungen Mädchens in aller Stille vollzogen werden, wodurch Auslagen vermieden wurden. Bevor er aber den Tag der Hochzeit feststellte, wollte sich Herr Mangens nicht nur der Rente von zweitausend Francs, die Herr Devrilliers ihm versprochen, sondern auch des Kapitals versichern, das diese Rente abwarf, und er sah dies umsomehr als seine Pflicht an, als Herr Devrilliers nicht mehr da war, der die Fabrik geführt hätte.

Diese Vorsicht des Bräutigams war sehr klug — es bedurfte auch einiger Zeit, ehe er begriff, was Luise eigentlich von ihm wolle; sie befaßte sich seit zwei Tagen mit diesem Projekt, ohne ihrem Bruder davon gesprochen zu haben. Paul Mangens sollte seine Stelle in Limoges aufgeben, seiner Aussicht, Notar zu werden, entsagen, die Leitung der Fabrik übernehmen, sein Kapital in dieselbe stecken, damit das Unternehmen in der Lage sei, die Eröffnung der Eisenbahn abzuwarten, welche aus einem schlechten Geschäfte ein gutes machen sollte. Nur so war es möglich, Camillo eine Rente auszuwerfen, ihm Zeit zu lassen, sich Ruhm und Reichtum zu erwerben. Es dünkte ihr dies so natürlich, so gut kombiniert und sie sagte sich, daß sie glücklich sein werde, da als Frau weiterzuleben, wo sie bisher als Mädchen geschaltet und gewaltet.

Luise fing zu stottern an; sie, deren Geist so klar war, fand keine Worte. Sie redete von dem Genie ihres Bruders, von seinen Hoffnungen, von der Rolle, welche stets die ihre gewesen, von der Rolle einer Vertrauten, einer eingebenden Kraft.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," sprach endlich Herr Mangens, „mir dünkt es, als ob wir auf falscher Fährte seien. Ich war gekommen, um mit Ihnen von unseren Zukunftsplänen zu reden und Sie sprechen mir von den Versen des Herrn Camillo — in Gedichten kenne ich mich nicht viel aus und es ist dies auch nicht mein Beruf. Ich zweifle nicht an dem Talent Ihres Bruders und ich wünsche ihm jeden denkbaren, jeden möglichen Erfolg, das heißt, jeden Erfolg, welcher sich mit seinen neuen Pflichten als Fabrikbesitzer vereinigen läßt. Das Porzellan verbietet ja nicht, zuweilen einen unschuldigen litterarischen Versuch zu machen und ich zweifle nicht, daß der „Bote von Limoges", durch den Erfolg ermutigt —"

„Es handelt sich wohl nicht um den Boten von Limoges", rief Luise ungeduldig, „verstehen Sie denn nicht, Herr Paul, daß mein Bruder dazu bestimmt ist, eine der Berühmtheiten Frankreichs zu werden und daß diejenigen, welche ihm behilflich sein dürfen, die Ruhmesleiter zu erklimmen, stolz darauf sein sollten, sich geehrt fühlen müssen?"

„Gewiß, mein Fräulein, gewiß," sprach der biedere junge Mann begütigend, bestrebt, den Enthusiasmus seiner Braut einigermaßen zu dämpfen. „Aber lassen Sie uns, ich bitte Sie angelegentlich darum, auf unsere persönlichen Interessen zurückkommen — ich gestehe ehrlich, daß dieselben mir mehr am Herzen liegen, als der künftige Ruhm unseres jungen Poeten. Da der aufrichtig betrauerte Devrilliers nicht mehr am Leben ist und die kleine, uns zugesicherte Rente nicht mehr auswerfen kann, da die Poesie ihren Bruder allzusehr zerstreuen und ablenken könnte, dünkt es mir wünschenswert, daß unser kleines Kapital in unsere Hände gelegt werde!"

Luise betrachtete den Verlobten ganz verblüfft — er hatte sie also absolut nicht verstanden.

„Ich glaube allerdings, Herr Mangens, daß wir beide auf falscher Fährte sind, wir verstehen uns nicht, nein, ganz und gar nicht. Camillo ist sich selbst schuldig, in Paris nach jener Stellung zu suchen, zu welcher sein Talent ihn berechtigt — er kann sich folglich mit der Fabrik nicht befassen; an Ihnen, an uns wäre es, deren Gang zu leiten und meinem Bruder als Rente die Hälfte der Einnahmen auszuzahlen!"

Luise hatte sich mutig mitten in den Kampf hineingestürzt, sie hätte gerne den Notariatsconcipienten auf ihren Vorschlag nach und nach vorbereiten wollen, da er aber nicht geneigt schien, dies zu verstehen, blieb ihr nichts anderes übrig, als direkt aufs Ziel loszusteuern.

Eine minutenlange, dumpfe Pause entstand, sie wagte nicht, zu dem jungen Manne emporzublicken, er war sehr bleich geworden und die Hand, welche noch immer den Hut hielt, zitterte merklich. Alle beide wußten nun ganz gut, was die endliche, unvermeidliche Folge dieses Zwiegespräches sein werde. Nach einer langen Pause sprach Paul: „Mein armes Kind, ich zürne Ihnen deshalb nicht,

aber Sie haben mir recht weh gethan! Sie kennen das Leben nicht und lieben Ihren Bruder innig, das sind für Sie sprechende, sehr begreifliche Entschuldigungsgründe, aber in der Hingebung zu Ihrem „großen Mann“ der Zukunft haben Sie wohl ein klein wenig vergessen, was Sie mir schulden, nicht wahr? Ich bin Ihnen zugethan, Fräulein Luise, ich bin kein Poet, sogar weit davon entfernt, ein solcher zu sein, ich kann keine schönen Worte machen — bin einer romanhaften Liebe vielleicht gar nicht fähig, aber ich hatte mich daran gewöhnt, an Sie zu denken, mir die Zukunft auszumalen, in der wir stets zusammen sein wollten und ich fand diese Gewohnheit äußerst süß; was Sie von mir verlangen, ist aber unmöglich, leider ganz vollkommen unmöglich!“

„Weshalb? Ach, wenn Sie mich wirklich liebten —“

„Meine Neigung für Sie darf mich nicht hinreißen, Thorheiten zu begehen, die nur unser beider Unglück im Gefolge haben können. Ich will Notar werden und besitze durchaus nicht die Fähigkeit, eine Fabrik zu lenken, meine Geschmacksrichtung, meine Gewohnheiten machen mich zu einem Bürger von Limoges, in einer anderen Lebensstellung könnte es mir nicht behagen, meine Existenz ist mir genau vorgezeichnet; unsere kleinen Kapitalien könnten —“

„Zählen Sie nicht auf mein Heiratsgut, die Fabrik bedarf neuer Summen, damit sie bis zur Gründung der Eisenbahn bestehen kann; sie ist jetzt nur von sehr geringer Ertragsfähigkeit und wird in einigen Jahren vielleicht gar nichts mehr einbringen. Sie müssen sehen, daß man unter solchen Umständen Ihnen nicht ohne weiteres fünfzigtausend Francs auszahlen kann!“

Diese Worte wurden barsch, ja beinahe brutal von Luise ihrem Verlobten entgegengeschleudert; in ihrem Zustande geistiger Erregung zürnte sie ihm nicht wenig, daß er auf ihren Vorschlag nicht allsogleich eingegangen war.

Auf Paul Mangens wirkte die Stimmung seiner Verlobten niederschmetternd — er wußte halbwegs, daß die Fabrik keine brillanten Geschäfte mache, aber von da bis zum Ruin war noch ein weiter Weg. Nicht ohne Bitterkeit sprach er endlich: „Aus Liebe zu Ihrem Bruder wollten Sie mir also rettungsloses Verderben vorschlagen?“

„Das Geld, welches Sie uns zugebracht haben würden, hätte dem Geschäfte neue Lebenskraft verliehen und wenn die Eisenbahn —“

„Die Eventualität ist in der That eine zu unsichere, als daß Leute, die einen Funken von Vernunft haben, sich dazu herbeilassen würden, auch nur einen Augenblick daran zu denken!“

„Dann, mein Herr, dünkt es mir unnütz, meinen Bruder zu rufen und zu dreien ein Gespräch fortzuführen, welches unter vier Augen so peinlich ist!“

„Weiß Ihr Bruder von dem Vorschlage, welchen Sie mir gemacht haben?“

„Nein, o nein, ich und ich allein hatte an die Möglichkeit gedacht, ihn auf diese Art zu retten; es kam mir so unendlich einfach vor, das zu thun, was ich von Ihnen forderte; wenn man liebt, nicht wahr —“

Sie stockte, Thränen traten in ihre Augen und perlten trotz aller Anstrengungen, die sie machte, um dieselben zu unterdrücken, über ihre Wangen nieder; das junge Mädchen grollte sich selbst, weil es vor diesem kalt vernünftigen Manne weinte.

Ungeduldig wegen des langen Zwiegespräches seiner Schwester trat Camillo in diesem Augenblick ein.

In wenigen klaren Worten setzte Paul Mangens ihn von dem Vorgefallenen in Kenntnis und erklärte die Gründe, welche ihn nötigten, die Vorschläge des jungen Mädchens ganz und vollständig zurückzuweisen.

Während Luise seinen Worten lauschte, sagte sie sich, daß sie wirklich toll gewesen, indem sie an die Möglichkeit einer solchen Vereinbarung gedacht habe; gleichzeitig aber gestand sie sich, daß ihr bescheidener Glückstraum in Rauch zerstiebe, daß sie nicht heiraten werde, daß dieser Notariatsbeamte, dessen geringste Worte und Bewegungen geklügelt waren, dessen Budget mit methodischer Genauigkeit in allem und jedem stimmen mußte, eines Heiratsgutes bedürfe, damit das Gleichgewicht möglich sei — sie war todestraurig.

Camillo lauschte schweigend den Auseinandersetzungen des biederen Mangens. Nachdem dieser seinen klaren und kalten Bericht zu Ende geführt, wendete er sich an Luise. „Ich habe Ihnen weh gethan, mein Fräulein, indem ich Ihnen den Beweis geliefert, daß großmütige junge Damen nicht viel vom Leben verstehen. Nun gestatten Sie mir aber, Ihnen zu sagen, daß ich unter den wenig vernünftigen und unmöglichen Vorschlägen, welche Sie mir gemacht haben, eine Wärme des Herzens und einen Edelmut der Gesinnungen fand, die ich zu schätzen weiß, wenn ich auch nur ein unscheinbarer Notariatsbeamter bin. Ich warb um Ihre Hand, als ich noch in dem Wahne lebte, daß Sie ein, wenn auch bescheidenes, doch genügendes Heiratsgut mit in die Ehe brächten. Ich weiß auch, daß Not die unmittelbare Folge einer unvernünftig eingegangenen Ehe sein muß, meine liebe Luise und ich schwöre Ihnen, daß Sie keine Ursache haben sollen, zu bereuen, wenn Sie sich dazu entschließen, mein Weib zu werden!“

Der ehrliche Mann bot ihr beide Hände, in welche Luise, von der Begeisterung des ersten Augenblickes hingerissen, die ihren legte; aber bald verschleierte sich der freudige Ausdruck ihrer stolzen, klaren Augen und sie sagte sich, daß trotz der unerwarteten Großmut des guten Paul Mangens, welche im übrigen diesen selbst kaum weniger überrascht hatte als die anderen, die Situation die gleiche bleibe.

Man sprach lange, überlegte hin und her, suchte die verschiedensten Auswege und fühlte sich allerseits einigermaßen geniert, weil nach dem Gefühlsausbruche des guten Paul doch keine so recht normale Stimmung sich wieder einfinden wollte. Man redete hin und her, ohne auf einen Ausweg zu kommen, innerlich dachte wohl auch ein jedes an die nachteiligen Folgen eines zwangsweisen Verkaufes. Was sollte Camillo mit zwanzig Jahren, so ziemlich mittellos und ohne Empfehlungen in dem Weltmeer von Paris verloren, beginnen? Luise dachte in erster Linie nur daran und Camillo folgte ihrer Gedankenrichtung; zuweilen eine schöne Phrase hinwerfend, machte Paul Mangens im Kopfe einstweilen eine möglichst gewissenhafte Berechnung, wie es denkbar sei, ohne die zweitausend Francs auszukommen, auf welche er mit Sicherheit gezählt. Man mußte die hübsche, kleine Wohnung aufgeben, welche er schon so gut wie gemietet hatte; dann, wenn Kinder kommen würden, wie sollten sich da die Dinge gestalten?

Mein Gott, eine Thorheit war es gewesen, welche er begangen; freilich bereute er einerseits seine Großmut nicht, denn Luise war ihm nie so begehrenswert, so hübsch, so frisch und jugendlich erschienen, als gerade heute. Aber was würden seine Eltern dazu sagen? Vielleicht versagten sie ihm ihre Einwilligung und eine seltsame Empfindung ließ bei diesem Gedanken sein Herz schlagen. War es die Furcht vor diesem abschlägigen Bescheide, war es im Gegenteil die stille Empfindung, daß dies eine annehmbare Lösung wäre, durch die alles sich befriedigend einteilen lasse? Mangens wußte selbst nicht recht, was er denke; er beeilte sich, um Abschied nehmen zu können und bat dann doch wieder seine Braut um die Erlaubnis, sie umarmen zu dürfen. Der schüchterne Kuß, welchen er auf die bleichen Wangen des jungen Mädchens drückte, machte ihm einen köstlichen Eindruck — er hatte das Gefühl, als ob seine Lippen eine süße Frucht gestreift, und niemals war er so gründlich verliebt gewesen, wie gerade jetzt.

Während einer langen, schlaflosen Nacht kämpfte Luise gegen ihr eigenes Empfinden an. Ihre Jugend bäumte sich auf gegen den Entschluß, welcher nach und nach in ihrer Seele wach geworden, der immer fester Wurzel faßte, dem sie, wie sie wußte, ihre ganze Zukunft, das friedliche Glück eines nach dem Behagen eingeteilten Lebens zum Opfer bringen werde. Sie sah keinen Ausweg aus dem Dilemma, die Fabrik würde vermutlich, selbst um einen lächerlichen Preis, keinen Käufer finden. Ein paar Jahre lang mußte das Haus nicht nur die Schwester, sondern auch den Bruder erhalten — dann mußte sich alles zeigen. Die Hauptsache war, einige Jahre der Sicherheit zu gewinnen. Camillo konnte nicht sich in Paris jenen Schriftstellerruhm erringen, der seinem Genius gebührte und gleichzeitig in Sanct Lucas das Geschäftshaus leiten; das aber, was ihm unmöglich war, wollte Luise thun. Bei Lebzeiten ihres Vaters schon hatte sie sich mit der Korrespondenz befaßt, und die Fabrik zu leiten, würde keine ihre Kräfte und ihre Intelligenz übersteigende Leistung sein. Man brauchte nur das fortzuführen, was seit Jahren im Hause geschah, überdies würde Perdriel für sie ein wichtiger Verbündeter sein.

Aber das Herz des jungen Mädchens blutete, ja es litt grausam; Luise hatte sich nach und nach an den Mann gewöhnt, welchen man ihr zum Gatten erkoren, die Großmut Pauls rührte sie. Sie kannte, wenn sie auch selbst sehr bescheiden lebte, recht wohl den Wert des Geldes, besser wie irgend eine andere; sie begriff, daß, was für einen Mann, der bedeutendere Lebensmittel besaß, ein einfacher Akt der Loyalität gewesen wäre, für diesen kleinlichen Bürger mit den beschränkten Mitteln, dem klar vorgeschriebenen Lebensplan beinahe ein Heroismus war. Sie hätte ihm so gerne das vergolten, was er für sie zu thun bereit gewesen, indem sie ihn recht, recht glücklich machte.

Nachdem sie aber mit sich ins klare gekommen, ließ sie sich zum Ueberlegen keine weitere Zeit. Sie stand früh morgens auf und schrieb an Paul, sie sprach ihm von ihrer Zärtlichkeit, von ihrem Dankgefühl, von ihrem lebhaften Wunsche, mit ihm und für ihn leben zu können, aber auch von ihrem Entschlusse, alles dem zu opfern, was sie als ihre Pflicht ansah.

Als Paul nach Limoges zurückkehrte, hatte es zwischen ihm und seinen Eltern eine sehr heftige Scene gegeben; wie er dies halb und halb vorhergesehen, traten sie jetzt mit aller Entschiedenheit gegen diese Heirat auf und waren nichts weniger als darauf gefaßt, daß er seine und Luisens Angelegenheit mit solchem Feuer führte. Nachdem man sich beinahe ernstlich miteinander gezankt, trennte man sich.

Paul fühlte sich recht unbehaglich, denn er hatte mit den Seinen immer auf bestem Fuße verkehrt. Als der Brief Luisens ankam, wurde er durch denselben bis zu Thränen gerührt. Dann sagte er sich, daß nur in dieser Weise sich alles befriedigend ordnen lasse und er brachte seinen Eltern die erhaltene Kunde. Ihre naive und fast stürmische Freude that ihm weh und er blieb eine Zeitlang traurig, sich energisch gegen alle Heiratsprojekte auflehnend, welche die Alten sofort ins Leben treten ließen.

3.

Als Anton Verdriel den Entschluß seiner jungen Herrschaft erfuhr, brummte er zwischen den Zähnen: „So, jetzt beginnt also das Weiberregiment.“

Einige Tage lang war er von geradezu vernichtendem Humor. Luise aber, die den Mann kannte, oder ihn wenigstens zu kennen glaubte, ließ sich dadurch nicht stark beirren. Verdriel, den die Natur dazubestimmt zu haben schien, gleich seinem Vater Ochsentreiber zu werden, hatte als kleiner Junge die Aufmerksamkeit des Herrn Devriliers auf sich gezogen; das war noch in jenen Tagen gewesen, als es in der Fabrik gute Zeiten gegeben, als die Leute im Ort den Hut herabgezogen vor dem Herrn und alle Familien der Nachbarschaft hofften, eins oder zwei Kinder in der Fabrik unterzubringen.

Der kleine Verdriel hatte seine Neider. Der Junge erwies sich als geschickter und tüchtiger Arbeiter, nach und nach stieg er empor; im Alter von dreißig Jahren vertraute man ihm die heikleren Stücke an, denn er verstand sehr gut, mit dem primitiven Brennofen der Fabrik umzugehen. Dann benützte ihn der „Herr“ als Gehilfen, da er endlich sein wichtiges Geheimnis entdeckt zu haben glaubte und ein kostbares Stück Porzellan, welches durch das Brennen die richtige Färbung erhalten sollte, dem Ofen anvertraute. Vor seinem bescheidenen Untergebenen gab er sich ganz der Verzweiflung über seine mißglückten Versuche hin und erklärte ihm auch jede in ihm neu erwachende Hoffnung. Mit vierzig Jahren ward der ehemalige Handlanger Oberaufseher und Faktotum des Fabrikeigentümers.

Der schwerfällige Geist Anton Verdriels war nach und nach zur Reife gelangt. Unter der rauhen Hülle des Bauers barg er ganz merkwürdige Eigenschaften, zu welchen ein außergewöhnliches Aneignungsvermögen und scharfe Beobachtungsgabe gehörten.

Zum Manne herangereift, errötete Verdriel über seine Unwissenheit, denn, wenn er auch in der Volksschule lesen und schreiben gelernt hatte, so war sein Können doch nie weiterhin ausgegangen und wollte er die Wahrheit bekennen, so mußte er gestehen, daß er beinahe verlernt habe, wie man die Feder halte. Die Kameraden, die ihn ob seines Hanges zur Einsamkeit verhöhnten, wären wohl alle sehr überrascht gewesen, zu sehen, in welcher Weise Verdriel seine Abende verbrachte. Die Fensterladen der Mansarde, welche er bewohnte, fest verschließend, buchstabierte er mit großer Mühe in den Büchern, welche er von seinem Brotgeber ausgeliehen. Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne, wenn er mit der Miene eines Triumphators die Worte einer Seite zu Ende gelesen, ohne deren Sinn zu verstehen; dann, nachdem er die Schwierigkeit des Buchstabierens überwunden, las er die gleiche Seite abermals und war er in den Sinn dessen eingegangen, was der Verfasser damit sagen wollte, dann stieß der Sohn des Ochsentreibers einen Triumphschrei aus und fühlte sich in seiner Art vollkommen glücklich.

Langsam, mühselig die Abhandlungen über Chemie buchstabierend, welche Herr Devrilliers geschrieben hatte, kam Verdriel nach und nach doch soweit, die Bestrebungen seines Herrn zu verstehen und ihm wahrhaft behilflich sein zu können. Nach vieler Mühe kam

In stiller Trauer. Von Peske Geza. (Mit Text.)

er auch zu der Schlußfolgerung, daß, wenn diese Bestrebungen auch nicht jenen Erfolg nach sich ziehen würden, den der chimärenhafte Träumer erwartet hatte, sie sich doch immerhin ausnützen ließen,

Er gelobte sich, dem Patron unersetzlicher als je sein zu wollen, all seinen Experimenten beizuwohnen und sich diese nach und nach erklären zu lassen, aber der Tod war grausam hindernd zwischen ihn und seine Projekte getreten. Jetzt konnte er nicht mehr hoffen, ohne Führer in die Geheimnisse einzudringen, deren Vorhandensein er kaum zu ahnen angefangen; er eignete sich Notizblätter an, die da und dort zwischen den Büchern seines Herrn umherlagen und auf denen mit kleiner Schrift allerhand Dinge verzeichnet standen. In Luisens Augen galten diese Blätter nur als entschwundene Träume; bevor er sie aber an sich nahm, fragte Perdriel das junge Mädchen um Erlaubnis.

„Nehmen Sie immerhin, mein guter Perdriel; wenn mein Vater weniger von unmöglichen Dingen geträumt hätte, würde die Fabrik vielleicht nicht so tief herabgesunken sein — um diese Erfahrung sind wir jetzt reicher und wollen weise damit haushalten!"

Anton Perdriel tröstete sich sehr bald darüber, jetzt eine Herrin anstatt eines Gebieters zu haben, obschon er, im Grunde genom-



Das Kaiser Friedrich-Denkmal bei Wörth. Nach dem Modell von Max Baumbach. (Mit Text.)

men, die Frauen gründlich verachtete. Man wollte wissen, daß diese Verachtung zum großen Teil aus dem Umstande hervorgegangen, daß alle hübschen jungen Mädchen der Umgebung sich durch seine Häßlichkeit und seine rauhen Manieren vor jeder Annäherung hatten zurückschrecken lassen. Heiraten hätte er im Grunde genommen ebenso gut können, wie jeder andere, aber die Heirat hatte gar keinen Reiz für ihn; seine einzige Leidenschaft war die Fabrik, ohne dieselbe wäre er nur ein Bauer gewesen — ihr verdankt er es, wenn er sich all denjenigen, die ihn umgaben, überlegen fühlte. Es bereitete ihm Schmerz, daß es mit der Fabrik bergab gehe; er betrachtete sie gleich einem im Todeskampf befindlichen menschlichen Geschöpf, dem wieder Leben einzuhauchen er unfähig war; weit und breit in der Gegend rühmte man seine Anhänglichkeit an den Gebieter. Täuschung! Seine wahre und wirkliche, seine ganze und volle Anhänglichkeit gehörte nicht dem Herrn der Fabrik, sondern dieser selbst. Um derselben ihre frühere Betriebsfähigkeit wieder geben zu können, würde er freudig Jahre seines Lebens geopfert haben. Seine Mißstimmung gegen Luise ging daraus hervor, daß er sie, ein Mädchen, unfähig hielt, das Geringste zu thun, um des Hauses Ansehen heben zu können.

Die Fabrik in Gang zu bringen — mein Gott, das war ja weiter nicht schwer, man braucht nur zu thun, was gestern geschehen war — die Thonerde, deren man auf Schritt und Tritt fand, soviel man wollte, mußte geknetet, der Ofen geheizt, die Masse entsprechend zu Tellern und Schüsseln geformt werden; nebstbei war es notwendig, die Jahrmärkte reichlich zu beschicken und gerade bei diesen war die Konkurrenz von Tag zu Tag mehr zu befürchten. Ja, all das ließ sich thun, aber es war doch nur ein langsames Dem-Ruin-Entgegengehen, dem Ruin jener Fabrik, welche Perdriel liebte, deren unantastbares Inventarstück er selbst war, er selbst, der nur zu gut fühlte, daß das Ende der Fabrik in seinen Augen das Ende von allem sein müsse.

Als aber Perdriel sah, daß nach einer gewissen Zeit, deren er bedurfte, um sich zu orientieren, um sich in einer ganz neuen Arbeit zurechtzufinden, Luise sich ihre Aufgabe zu Herzen nahm, daß sie geräuschlos und unermüdlich kam und ging, jene mit freundlichem Lächeln und sanften Worten ermutigend, diese ernsthaft tadelnd, wenn es not war, als er sich mit einem Worte überzeugte, fühlte er sich sogar geneigt, ihr zu verzeihen, daß sie ein — Weib sei.

Nicht lange Zeit verging und sie fand Mittel und Wege zu kleinen Ersparnissen, sie erhöhte die Ertragsfähigkeit der Fabrik, man machte hie und dort Reklame und die Bestellungen häuften sich. Ein Hauch des Wohlstandes legte sich über Sanct Lucas, und obzwar Perdriel sich keinen großen Illusionen über das endliche Schicksal der Fabrik hingab, so empfand er doch mit Behagen diesen unerwarteten Aufschwung; sein Wesen gegen Luisen besänftigte sich einigermaßen, er gestand ihr, daß er sie viel intelligenter fand, als er erwartet habe, und die Leichtigkeit, mit welcher sie die Korrespondenz erledigte, erfüllte den Bauern mit ganz besonderer Bewunderung. Wer weiß, ob sie, beide vereint, es nicht zuwege brachten, daß das Haus bestehe, bis die Eisenbahn ins Leben gerufen wurde und durch diese die Fabrik zu noch höherem Aufschwung gelangen könne.

Was Perdriel aber nicht wußte, war die Thatsache, daß Luisens etwas fieberhafte Thätigkeit aus dem Bedürfnisse der Zerstreuung entstand, und daß das junge Mädchen, wenn des Tages Mühe und Last überstanden war und es sich allein sah, stets Träumereien nachhing, welche ihm die Thränen in die Augen trieben. Sie empfand keine Reue über das gebrachte Opfer; Umstände, an denen niemand die Schuld trug, machten dasselbe auch unvermeidlich, und es wäre ihr am allerwenigsten eingefallen, ihrem unvergleichlichen Bruder daraus den geringsten Vorwurf zu machen.

Aber sie litt unter dem Opfer, welches sie brachte. Ja, sie litt grausam darunter, besonders jetzt, wo die erste Aufregung sich gelegt, wo jeder Morgen seine bestimmte Plage, jeder Abend seine unvermeidliche, absolute Einsamkeit im Gefolge hatte. Paul Mangens hatte sie nie wiedergesehen und sie hegte das Bewußtsein, daß sie ihn nun und nimmer zu Gesicht bekommen werde. Er folgte jedenfalls seiner Bestimmung, indem er eine andere heiratete, beiläufig mit denselben Gefühlen, welche er für sie gehegt hätte. Die Wohnung, welche er schon gemietet, bezog er eben nun mit einer anderen Frau. Nach einer bestimmten Reihe von Jahren würde er dann Notar und seine Kinder gut erziehen. Die allgemeine Achtung würde er gewiß immer genießen, sein Leben friedlich und ehrbar dahinfließen, ohne daß der kleine Zwischenfall einer auseinander gegangenen Heirat viel mehr Einfluß auf sein Schicksal übe, als ein Kieselstein, welcher auf dem Wege lag und den darüber hinrollenden Wagen ein wenig rüttelte — ein Umstand, der ganz nebensächlich ist und rasch vergessen wird.

Und sie — mein Gott, sie würde im künftigen Jahre und in fünf Jahren das Gleiche thun, was sie gestern, was sie morgen that, nur vielleicht mit etwas weniger Hoffnungsfreudigkeit. Ihre Jugend würde vergehen, ohne daß irgend eine Menschenseele es beachtete, sie würde aufhören zu lachen und nach und nach ein altes Mädchen werden. Die Stille, welche sie umgab, mußte sich höher und immer höher steigern — das war alles. Wenn die Fabrik gesperrt und verlassen werden mußte, wenn sie ihr keine Existenzmittel mehr bot und auch ihren Bruder nicht mehr erhielt, dann wollte sie eine Arbeit suchen, welche sie, so gut es eben anging, ernährte; brauchte sie ja doch so blutwenig zum Leben.

Nur eine Freude sollte ihr Lohn sein: der Ruhm Camillos. Nicht einen Augenblick zweifelte das tapfere Mädchen an dem Bruder und an dessen Genius, seine glänzende Zukunft dünkte ihr, dank der Unkenntnis aller praktischen Dinge des Lebens, eine aus Licht und blendender Farbenpracht zusammengestellte herrliche Vergötterung und ein Widerschein dieses blendenden Glanzes mußte ja auch auf sie zurückfallen. Sich selbst wollte sie es sagen, da sie es ja doch nun keinem anderen triumphierend zurufen konnte: „Ich bin seine Schwester!"

Camillo war bis anfangs September bei ihr geblieben, das heißt, er verweilte in seiner Stellung in Limoges, so lange es anging und besuchte die Schwester in all seinen Freistunden. Er wollte das Pariser Leben nicht zur Ferienzeit beginnen und auch ein wenig Geld verdienen, das ihm bei seiner Installation in Paris von Nutzen sein konnte. Er verstand es recht gut, seinen Pegasus in den Stallungen abzusatteln, wenn ihm dies Vorteil brachte, auch war er froh, Luisen seine Dankbarkeit beweisen zu können. Er war zärtlich, aufmerksam, liebenswürdig gegen sie, wie nie zuvor im Leben, kein Opferpriester des Altertums schmückte das zum Altar geführte Schlachtopfer mit schöneren Blumen, er wiederholte unaufhörlich, daß er für sie beide arbeiten wolle und mit welchem Fleiß, mit welchem Eifer. Den Erfolg, das Vermögen, kurzum, alles wollten sie teilen. Es fehlte nicht viel, so hätte Luise ihm gedankt, daß er seine Einwilligung gebe, wenn sie ihm ihre Zukunft, ihre Hoffnungen, ihren Verlobten zum Opfer bringe. Sein Verdienst war es, wenn sie, die, wie sie selbst ihm zugestanden, keinen Beruf zum Ledigsein in sich verspürte, doch ein altes Mädchen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Sprich mit Mama!

Von J. Piorkowska. (Nachdruck verboten.)

Es war ein altes Familienstück, ein Erbteil meiner Großmutter, die durch die Zeit schwarzbraun gewordene glänzende Mahagoni-Chiffonière mit den reichen Metallbeschlägen.

Als unsteter Junggeselle ließ ich dies Kabinettstück im Hause meiner Mutter, wo ich zu den Gerichtsferien stets mit offenen Armen empfangen wurde, und meine einstige „Kinderstube" mich immer von neuem anheimelte.

Ich freute mich stets von Herzen, wenn die Ferien nahe rückten, mit solcher Ungeduld, wie voreinst im Jahre 1887 habe ich sie aber wohl weder vor- noch nachher je erwartet; wie sehnte ich den Augenblick herbei, wo ich meine Kinderstube wieder betreten würde, um das daselbst irrtümlich in der Chiffonière liegen gelassene Paket Briefe heimlich beiseite zu bringen.

Was für Briefe? wollt ihr wissen.

Dies zu erklären, muß ich eine kleine Beichte ablegen.

Ich hatte nämlich mehrere Monate vorher die Bekanntschaft einer reizend hübschen jungen Dame gemacht — ich will hier weder ihren Namen noch die wunderbare Farbe ihres Haares verraten — genug, daß ich mich alsbald sterblich in sie verliebte, ihr meine Hand antrug und ihr Jawort erhielt.

Dieser Liebesrausch war aber von nur kurzer Dauer. Es kam überhaupt nicht zur öffentlichen Verlobung. Nach kaum acht Wochen war alles zwischen uns aus. Sie schickte mir meine Briefe zurück, und diese meine eigenen Briefe waren es, die ich, sorgsam zusammengebunden, in der Chiffonière hatte liegen lassen.

Der Gedanke an diese Unvorsichtigkeit ließ mir kaum Ruhe, meiner geliebten Mutter stürmisches Willkommen mit der gewohnten Zärtlichkeit zu erwidern.

„Zuvörderst möchte ich den Reisestaub etwas von mir abschütteln," sagte ich, indem ich mich sanft ihren Armen entzog und auf meine „Kinderstube" zuschritt.

„Halt!" entgegnete meine Mutter, „ich habe das blaue Zimmer für Dich herrichten lassen."

„Das blaue Zimmer? Weshalb?" fragte ich verwundert.

„Weil das Deine bereits bewohnt ist."

„Bewohnt? Von wem?"

„Von ihr," versetzte meine Mutter, indem sie lächelnd nach der sich eben öffnenden Thüre wies.

„Gabriella!"

Ja, Gabriella war es, meine kleine Cousine; mit ihrem leichtgewellten, aschblonden Haare, den lebhaften Augen, die mit dem

Blau des Himmels rivalisierten, mit den perlenweißen Zähnen und dem schalkhaften Lächeln um den kleinen Rosenmund die reizendste aller Cousinen.

Sie also bewohnte mein Zimmer und hatte sicher alles darin befindliche, Möbel, Kasten und Schränke bereits gründlichst durchstöbert.

Himmel und Hölle! — Mir schwindelte bei diesem Gedanken.

Mit liebenswürdigem Lächeln, das nicht ganz frei von einer gewissen Befangenheit war, die sie noch reizender machte, streckte sie mir beide Hände entgegen.

Meine Verlegenheit muß mir auf dem Gesicht gestanden haben. Ich fühlte, wie ich zitterte.

Forschend sah ich ihr in die lachenden Augen, um zu ergründen, ob sich in dieser reinen, mädchenhaften Seele nicht ein klein wenig Verstellung barg? — Hatte sie die Briefe gefunden und gelesen? Schon bei dem bloßen Gedanken an diese Möglichkeit schoß mir das Blut heiß in die Stirn.

„Guten Tag, Vetter Georg," sagte sie mit klarer Stimme, nichts mehr, nichts weniger; ruhig lag ihre kleine, weiße, kinderweiche Hand in meiner Rechten. Aber giebt es einen Abgrund, tiefer als das Frauenherz?!

Wenn sie sie nun doch gelesen hätte?!

Ich mußte mir hierüber Gewißheit verschaffen, dazu bedurfte es meines Eindringens in ihr Zimmer.

„Ihr Zimmer!"

Welcher Reiz liegt in diesem Worte, wenn es sich um das Heiligtum einer jungen Dame handelt, die man von frühester Jugend an kennt, für die man wärmstes Interesse hegt — doch eben deshalb — nein, ich wagte es nicht!

Was thun?

O, Freude! Sie selbst in ihrer Unschuld kommt mir zu Hilfe.

„Vetter Georg!" ruft sie, wie ich aus dem blauen Zimmer trete, „Du mußt einmal hereinkommen und bewundern, wie schön sich Deine „Kinderstube" mit der neuen Tapete ausnimmt."

Es bedurfte keiner zweiten Aufforderung. In der nächsten Minute stand ich mitten in der Stube und schaute mich bewundernd ringsum.

„Ja, das Zimmer in seinem neuen hellen Gewande ist wirklich sehr hübsch geworden; es riecht nicht mehr nach Pfeifen und Tabak, die eingeräucherten Jutegardinen sind feinen cremefarbenen Stores gewichen und dort — richtig, dort steht nun auch die alte Chiffonière!

„Ach, Cousinchen, was gäbe ich für ein Glas Wasser — ich komme um vor Durst!"

Dienstbereit wendet sie sich nach einem kleinen Seitentischchen; bevor ich aber meine Bitte aussprach, hatte ich mich vorsichtigerweise erst davon überzeugt, daß die darauf befindliche Karaffe leer war.

„Sofort," ruft sie und verläßt eilends das Zimmer.

Rasch trete ich an die Chiffonière — habe ich aber auch ein Recht, sie zu öffnen? — Ich muß! — Ich habe keine Zeit zu verlieren — die Minuten verstreichen. Halb zaghaft, halb hastig ziehe ich den Kasten auf — o, Schrecken über Schrecken! Da ist nichts, nichts — der Kasten ist leer! — Schon höre ich auch Gabriella zurückkehren.

Ich stürze das Glas Wasser hinunter — sie lacht, sie schwätzt — sie ist immer dieselbe — ein liebes, heiteres, lustiges Ding.

Wo aber sind die Briefe? — Hat sie sie weggenommen, verborgen, verbrannt?

Zehn Minuten später treffe ich auf dem Korridor mit Tante Marie zusammen.

Nach herzlicher Begrüßung blinzelt sie mir ganz geheimnisvoll zu, droht mir mit dem Finger und zieht mich mit in ihr Zimmer.

„Ich will Dir etwas geben; Du Leichtsinn," spricht sie, langt aus einem Schubfach ein Paket und reicht es mir.

„Alle Wetter! Das sind sie ja, meine Briefe aus der alten Chiffonière."

„Dein Glück, daß ich so vorsichtig bin," fuhr Tante Marie fort, „ich kenne die Männer und pflege deren Zimmer, bevor ich es einem jungen Mädchen überlasse, immer einer genauen Prüfung zu unterwerfen."

Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Ich schloß sie in die Arme und küßte sie und — gestand ihr alles, ich war ja so froh, jetzt war ich ja gerettet — gerettet!

Ach, meine liebe kleine Gabriella! Wie glücklich war ich! Ich hatte mich ja so geängstigt.

* * *

Es waren acht Tage, acht köstliche Tage verstrichen, als ich eines Morgens, wie ich die Augen aufschlug, ein zusammengefaltetes Blatt Papier auf der Erde bemerkte, das offenbar unter der Thür hereingeschoben worden war.

Was war es? — Sonderbar — ein Briefchen!

Ich öffnete es und las: „Lieber Vetter, weshalb sagst Du dies alles nicht Mama?"

„Dies alles? — Mama sagen?" Was sollte das heißen? Ich stand vor einem Rätsel. Lieber Vetter, das Briefchen konnte also von niemand anderem als von Gabriella sein.

Als ich sie zum Frühstück herunterkommen hörte, eilte ich auf den Flur, um mit ihr zu reden; sobald sie mich aber sah, erglühte sie dunkelrot, wandte den Kopf ab, schob mir ein Blatt Papier zwischen die Finger und hauchte verlegen: „Hier ist Dein Brief, Georg — sprich mit Mama."

Im nächsten Moment war sie verschwunden.

Mein Brief? Was sollte das heißen?

Ich flüchtete in den Garten.

Himmel und Hölle! Ja, das war mein — mein Brief, von meiner eigenen Hand geschrieben.

„Du bist entzückend — ich vergöttere Dich! Willst Du mich erhören? Willst Du mir Dein Leben weihen? Ein Wort, geliebtes Mädchen und Du siehst mich zu Deinen Füßen!

Ewig Dein Georg."

Das war Brief Numero eins aus dem verhängnisvollen Briefpakete.

Was war damit geschehen?

Die ganze Geschichte war sehr einfach. Dieser Brief hatte sich in der Chiffonière in einen Spalt geschoben; Gabriella hatte ihn gefunden, und sich erinnernd, daß — als sie mir am Tage meiner Ankunft das erbetene Glas Wasser brachte — ich mir an der Chiffonière zu schaffen machte, hatte sie nicht anders geglaubt, als daß ich den Brief für sie bestimmt und da hineingelegt hätte, daß sie ihn fände.

Daher ihre Antwort: „Sprich mit Mama."

Nun, ich sprach mit „Mama" und heiratete Gabriella.

Ich verehre und vergöttere meine kleine Frau und bin dank der alten Chiffonière einer der glücklichsten aller Ehemänner.

Ein sinniges Neujahrsgeschenk.

In Frankreich spielen die Neujahrsgeschenke eine große Rolle, und die Sitte der Etrennes, wie man die Präsente nennt, reicht dort sehr weit zurück und wurde von Alters her zum Anlaß genommen, Aufmerksamkeiten zu erweisen und Aufmerksamkeit zu erregen. Eine allerliebste Etrenne-Geschichte aus der Restaurationszeit ist die folgende: „König Ludwig XVIII. war intim befreundet mit der Gräfin Cayla, einer der geistreichsten und zugleich wohlthätigsten Damen des Hofes, die ihm viele Stunden während seiner Kränklichkeit durch ihr interessantes Geplauder verkürzte. Nun traf es sich häufig, daß die Gräfin, die eine schlechte Rechnerin war, zu tief in ihre Tasche gegriffen, um die Not Bedürftiger zu lindern, und so in Schulden geriet, daß sie öfter an die Großmut des Königs appellieren mußte. Der König aber gehörte nicht gerade zu denen, die stets eine offene Hand haben, und es kostete ihm immer eine gewisse Ueberwindung, seinen Freunden mit Geld beizuspringen. Einmal war die Gräfin wieder in arger Geldverlegenheit; Neujahr stand vor der Thür und damit die Aussicht, eine Anzahl Gratulanten beschenken zu müssen. Allein alle Andeutungen, die sie dem König gegenüber fallen ließ, schienen ungehört zu verhallen. Mit jedem Tage wuchs ihr Mißvergnügen darüber. Da, zwei Tage vor Neujahr, überbrachte ihr ein Page des Königs ein prachtvolles Koffer mit dem Wappen der Bourbons. Mit fieberhafter Spannung öffnete sie das Schloß und fand darin eine kostbar eingebundene Bibel mit einem Verschluß aus feinstem Goldfiligran. Oben auf lag ein kleines Billet des Königs mit den Worten: „Frau Gräfin, die Bibel ist die Trostesquelle der Betrübten; lesen Sie die Bibel!" Dieser Trostspruch verletzte die Gräfin und sie wandte sich ärgerlich ab von dem Geschenke, ohne es weiter zu beachten. Am Abend fragte sie der König mit feinem Lächeln: „Haben Sie die Bibel gelesen, Frau Gräfin?" — „Noch nicht," antwortete sie geärgert und begann gleich darauf Anspielungen auf den Jahresschluß und ihre Geldnot zu machen; aber der König unterbrach sie: „Sie haben unrecht, wirklich unrecht, Gräfin, lesen Sie nur die Bibel, glauben Sie mir!" — Neugierig gemacht durch den seltsamen Nachdruck, mit dem die Worte gesprochen wurden, öffnete die Gräfin, abends nach Hause gekommen, die Bibel. Gleich die erste Seite faßte sich seltsam an, und als sie näher zusah, bemerkte sie, daß zwischen den beiden Seiten eine Tausendfranknote lag; sie blätterte um — abermals ein Tausendfrankschein, und so ging es fort noch eine ganze Weile. Natürlich kannte nun ihre Freude und Dankbarkeit keine Grenzen. Als sie darauf zum König freudestrahlend kam, fragte er sie: „Ich irre mich doch nicht, wenn ich annehme, daß Sie die Bibel gelesen haben? Dürfte ich nun fragen, welchen Eindruck diese Lektüre auf Sie gemacht hat?" — „Majestät," antwortete die Gräfin mit einem reizenden Lächeln, „sie hat den Wunsch in mir erweckt, auch das Neue Testament zu lesen." — Die Chronik sagt nicht, ob der Wunsch der Gräfin erfüllt worden ist, jedenfalls aber hatten ihre Neujahrsgratulanten einen vergnügten Jahresanfang.

E. König.



Doppelte Kreide. Der Wirt „zum roten Ochsen" ist nicht nur wegen seiner Grobheit zehn Meilen in der Runde bekannt, sondern er genießt auch das zweifelhafte Renommé, mit doppelter Kreide zu rechnen. Er, dessen Gewissen längst verdorrt ist, hat eine besondere Virtuosität, sich beim Berechnen der Zeche niemals zu seinem Schaden zu irren. Wenn die saumseligen Zahler am Monatsschluß ihre Rechnung begleichen wollen, machen sie allemal sehr lange Gesichter, wenn der Ochsenwirt sein „Hauptbuch" aufschlägt und ihnen ihr Conto „herauszieht". Hugo Kauffmann, der geniale Genremaler, zeigt uns den Ochsenwirt an der Arbeit. Soeben haben die letzten Gäste die Wirtsstube verlassen und diese Gelegenheit benützt der Biedermann, um seine Schuldner anzukreiden. Tiefsinnig steht er vor seinem Hauptbuche — in der einen Hand die verhängnisvolle Kreide — in der andern die lange Pfeife. Seine glänzende Denkerstirne bedeckt eine rote Zipfelmütze und an seinem Schmerbauch hängt das Fragment einer Serviette. Doch scheint es, daß der Ochsenwirt die Rechnung wirklich ohne den Wirt macht, denn die Gäste werden immer seltener und weichen der Wirtschaft aus, und es wird niemanden überraschen, wenn der Name des Ochsenwirtes in Bälde auch auf der Tafel der Schuldner prangt. St.

In stiller Trauer. Da liegt es nun, sein Lieblingsküchlein; gestern war es noch so munter und pickte fleißig im Sande herum, freute sich seines Lebens — und heute ist es nicht mehr. Was ihm wohl gefehlt haben mag? Ob es auch gerne gestorben ist? Diese und ähnliche Gedanken erfüllen heute das betrübte Herz des kleinen Hans und gar manche Thräne hat er schon des toten Küchleins wegen vergossen. Traurig sitzt er da und denkt über das Vergängliche alles Irdischen nach. Im Garten hat er dem toten Küchlein ein Grab gegraben und es dort sanft auf Moos zur Ruhe gebettet. K. St.



Genug an Einem.

Student: „Der Anzug paßt ganz ausgezeichnet; feiner Stoff, sehr noble Farbe, ich bin sehr zufrieden — da werden sich aber meine Kameraden wundern! Was der Anzug kostet, das schreiben Sie nur einstweilen auf!"

Schneider: „Gut, aber eine Bitte hab ich: Empfehlen Sie mich nicht weiter."

Das Kaiser Friedrich-Denkmal bei Wörth. An dem in historischer Beziehung mehrfach bedeutungsvollen Tage des 18. Oktober v. J. wurde auf einer flachen Anhöhe, etwa eine Viertelstunde östlich von Wörth, die Reiterstatue Kaiser Friedrichs in Gegenwart des Kaiserpaares, der Kaiserin Friedrich, des Königs von Württemberg, vieler anderer Fürstlichkeiten, des Reichskanzlers, des kaiserlichen Statthalters in Elsaß-Lothringen, sowie vielen hohen Würdenträgern und Militärs enthüllt. Die Feier machte auf die Teilnehmer und die zu vielen Tausenden herbeigeeilten Zuschauer einen unauslöschlichen Eindruck. Das Denkmal erhebt sich auf der Höhe, von der der Blick das ganze Schlachtfeld vom 6. August umspannt, von den Bergen im Norden und Osten, aus denen die Deutschen hervorbrachen, sich senkend auf die furchtbare Stellung der gesamten Artillerie des V. Corps (über neunzig Geschütze) und weiter über das etwa tausend Schritt breite Wiesenthal der Sauer, die unter großen Verlusten überschritten werden mußte, um nach Wörth und auf die vom Feinde besetzten Höhen zu gelangen, aus denen das Dorf Fröschweiler als höchster Punkt hervorragt. Den Hintergrund bilden die dunklen Bergforsten, durch welche die Franzosen nach Westen flohen. Inmitten dieses auch landschaftlich schönen und interessanten Bildes lag der Punkt, von dem aus Kronprinz Friedrich Wilhelm die Schlacht zum Siege wendete. Er kam damals auf der Landstraße von Sulz-Weißenburg herangesprengt, schwenkte zu besserem Ueberblick die Anhöhe empor und parierte sein Roß, mit der Rechten auf Fröschweiler weisend, als den Schlüssel der feindlichen Stellung. Diesen Moment hat auch der Künstler, Max Baumbach, als Vorwurf zum Denkmal aufgegriffen. Der Situation angepaßt und die Realistik des Werkes hebend, ist der Unterbau, nicht als herkömmliches „Postament" aufgebaut, sondern aus rotem Vogesensandstein als eine aus dem Hintergrunde hervorwachsende Felsplatte gedacht, die nur an der Vorderseite symbolischen Schmuck trägt. So lebenswahr und scheinbar in Bewegung, wie der Reiter und sein auf der Hinterhand pariertes Roß, sind auch die beiden Krieger, Nord- und Süddeutschland darstellend, die sich über dem Wappen von Elsaß-Lothringen die Hand zum Bunde reichen. Das Wappen der Reichslande ist nicht vollständig wiedergegeben. Nach der kaiserlichen Bestimmung besteht es aus dem Reichsadler mit darüber schwebender Kaiserkrone, in dessen Brustschild die herkömmlichen Wappenzeichen von Ober-, Unter-Elsaß und Lothringen enthalten sind. Das Denkmal trägt also nur das Brustschild. Die Abmessungen des herrlichen Kunstwerkes, wie es der Kaiser in seiner Rede nannte, sind, der freien Gegend entsprechend, sehr groß ausgefallen. Die Reiterstatue ist 5,65 Meter hoch, der Felsen 7 Meter, die Sockelfiguren 3,40 Meter. Das Ganze steht auf einer etwa 50 Meter im Radius messenden halbkreisförmigen Terrasse von 3,50 Meter Höhe, zu der ein doppelter Weg hinaufführt. Max Lay.



Benützte Gelegenheit. Herr (eine Gesellschaft verlassend): „Aber Johann, haben Sie große Hände!" — Johann: „Ja, Herr Baron, da spürt man so ein Fünfzigpfennigstück gar nicht!"

Ein kluger Arzt. „Der Doktor hat mir das Weintrinken auf einige Zeit verboten." — „Auf wie lange denn?" — „Wahrscheinlich so lange, bis ich seine letzte Rechnung bezahlt habe!"

Blumenbach und Georg III. von England. Blumenbach, der berühmte Professor der Naturgeschichte, machte auf Kosten des Königs eine Reise nach England, und da Georg III. seine Hannoveraner sehr liebte, so ließ er Blumenbach zu einem Thee nach Windsor zu sich einladen. Der König dachte sich Blumenbach als äußerst erstaunt über das große London, mit allen Wundern, welche es in sich faßt; er fragte ihn daher: „Nun, lieber Professor, sagen Sie mir, da Sie nun schon vieles in London gesehen haben, was ist Ihnen am meisten aufgefallen? was haben Sie bewundert?" — Hierauf antwortete der Naturforscher schnell: „Das Känguruh!" — Zu dieser Zeit war nämlich dieses Tier als ein neuer Gegenstand der Naturgeschichte aus Australien nach London gekommen.

Immer derselbe. Der Professor Zeidler in Berlin war, wie viele seiner Kollegen, fast immer zerstreut. Einst saß er gerade mit einer wichtigen Arbeit beschäftigt, als seine Gattin hereintrat und ihm unter anderem erzählte, daß ihr Vetter in seiner Fabrik die Luftheizung eingeführt habe und schließt mit den Worten: „Denke Dir, Georg, diese Einrichtung kostet den Vetter mehrere Tausend Thaler." — Der Professor richtet sich jetzt ein wenig auf, und antwortet ganz ernst und gelassen: „Mit Luft heizt er? Und viel Geld kostet's ihn? Unsinn, die Luft hat man doch überall umsonst!" Sprach's und vertiefte sich wieder in seine Arbeit. R.

Gemeinnütziges

Bettüberziehen. Im Winter sollte kein Bett neu überzogen werden, bevor nicht die Bettwäsche am Feuer gehörig durchwärmt wurde, im Sommer sollte diese vorher längere Zeit hindurch der Luft ausgesetzt werden.

Verbesserung von herbem Obstmost. Zu herber Obstwein soll mit Eiweiß, Milch oder Gelatine geschönt werden. Die leimigen Stoffe im Eiweiß oder in der Gelatine und der Käsestoff der Milch verbinden sich mit einem Teile des Gerbstoffes zu unlöslichen Flocken und sinken während eines Zeitraumes von etwa acht Tagen zu Boden. Man nimmt das Weiße von 3 Eiern oder 6 Gramm Gelatine oder 1 bis 1½ Liter süß abgerahmte Milch auf das Hektoliter Most, rührt das betreffende Schönungsmittel zuerst in einem Kübel mit etwas Most gehörig durcheinander bis zur Schaumbildung, und setzt diese Masse unter fleißigem Umrühren dem Most im Fasse zu. Natürlich müßte der Most, wenn er noch auf der Hefe sitzt, von dieser vor dem Schönen abgelassen werden. Damit man sicher geht, ist zuerst probeweise je eine Flasche des Mostes mit den einzelnen empfohlenen Schönungsmitteln zu schönen und pro Flasche ein Kaffeelöffel Milch, beziehungsweise ein Gelatinestückchen von der Größe eines Halbkreuzerstückes, beziehungsweise von einem zu Schaum geschlagenen Eiweiß einen Löffel voll zu nehmen. Demjenigen Schönungsmittel, welches in der Flasche am raschesten sich setzt und am meisten Gerbsäure niederreißt, wird der Vorzug zu geben sein. Gelatine muß vor der Schönung in heißem Wasser aufgelöst werden. — Wenn die Wirkung bei den angeführten Mengen der betreffenden Schönungsmittel noch nicht ausreicht, um den Most mild genug zu machen, kann mit derselben Menge noch einmal geschönt werden. Später wird es gut sein, den Most vom Schönungsniederschlag abzulassen, jedenfalls dann, wenn er anfängt, von unten herauf eine leichte Trübung zu zeigen. (Der praktische Landmann.)

Buchstabenrätsel.

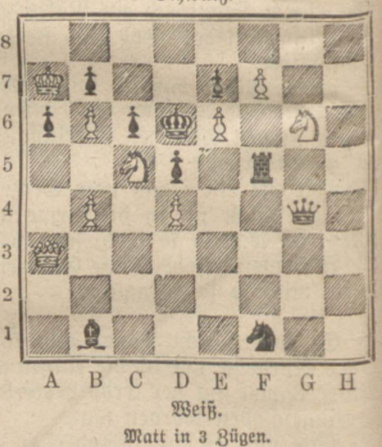
A	A	C	E	E
E	E	F	G	H
I	I	I	L	L
L	N	O	P	P
R	T	T	U	W

Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so umzustellen, daß fünf Wörter von folgenden Bezeichnungen entstehen: 1) Ein Schulgerät. 2) Stadt in Italien. 3) Fluß im östl. Europa. 4) Nebenfluß des Rheins. 5) Ein Baum. Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnen die Diagonalen zwei Blumen.

Problem Nr. 123.

Von J. Berger.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Bilderrätsels: Sinnlose Kraft stürzt unter der eigenen Wucht; — des Rätsels: Schwein, Schweiz; des Logogriphs: Tauber, Auber.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.